

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 60 (1955-1956)
Heft: 1

Artikel: Die Frau und die heutige Zeit [Teil 2]
Autor: Dürrenmatt, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-316432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gereifte Kolben mehrere Farbtöne aufweisen. Es ist ganz unmöglich, alle die Anregungen wiederzugeben, die uns Herr Prof. Aulich mitgegeben hat. Er schöpfte aus einer solchen Fülle von Erfahrungen und Wissen, daß wir reich beschenkt wurden. Immer wieder erkannten wir, daß es unser Hauptanliegen sein muß, *im Kinde die Liebe zur Schöpfung* zu wecken.

Zur Erleichterung unserer Arbeit und zur Vervollständigung der Kenntnisse benützen wir mit Vorteil folgende botanische Literatur nach Prof. Aulich:

Bestimmungsbücher, wie *Binz*, Schul- und Exkursionsflora der Schweiz; *Thommen*, Taschenatlas der Schweizer Flora; *Jahn*, Pilze rundum.

Für Exkursionen leisten gute Dienste: *Grupe*, Naturkundliches Wanderbuch; *Schweizer Forstkalender*; *Klein*, Waldblumen und Farne, Waldbäume und Sträucher, Wiesenpflanzen, Unsere Unkräuter, Sumpf- und Wasserpflanzen; *Brodbeck*, Bäume und Sträucher.

Für Pflanzenausstellungen praktisch: *Loosli*, Kärtchen für die Pflanzenbank.

Für die Gartenpflanzen: *Klein*, Nutzpflanzen, Ziersträucher und Parkbäume, Frühlingsblumen, Winterharte Stauden, Sommerflor; *Rauch*, Sommerflor II (Körbchenblütler); *Fitschen*, Gehölzflora (ein Bestimmungsbuch für wildwachsende und angepflanzte Bäume und Sträucher). R. S.

Die meisten Menschen wissen gar nicht, wie schön die Welt ist und wieviel Pracht in den kleinsten Dingen, in irgendeiner Blume, einem Stein, einer Baumrinde oder einem Birkenblatt sich offenbart. Die erwachsenen Menschen, die Geschäfte und Sorgen haben, sich mit lauter Kleinigkeiten quälen, verlieren allmählich ganz den Blick für diese Reichtümer, welche die Kinder, die aufmerksam und gut sind, bald bemerken und mit ganzem Herzen haben. Und doch wäre es das Schönste, wenn alle Menschen in dieser Beziehung immer wieder wie aufmerksame und gute Kinder bleiben wollten und wenn sie die Fähigkeiten nicht verlieren würden, sich an einem Birkenblatt oder an der Feder eines Pfauen oder an der Schwinge einer Nebelkrähe so innig zu freuen, wie an einem großen Gebirge oder einem prächtigen Palast. Es geht eine große und ewige Schönheit durch die ganze Welt, und diese ist gerecht über den kleinen und großen Dingen verstreut.

Rainer Maria Rilke

(Dem «Wanderbuch Lötschberg», Verlag Kümmerly & Frey, Bern, entnommen.)

Die Frau und die heutige Zeit

(Schluß)

Neuen Abonnentinnen wird auf Wunsch Nr. 24 des 59. Jahrganges, in welcher der erste Teil dieses Artikels von Chefredaktor Peter Dürrenmatt enthalten ist, gerne nachgeliefert.

Man darf das schon sagen: Im Vergleich zum Manne ist die Frau das konservative Element. Diese Wahrheit dürfte auf den Umstand zurückzuführen sein, daß sie eine aus ihrem Wesen herkommende andere und unmittelbarere Einstellung zur Natur besitzt als der Mann. Sie steht ihr näher; sie ist ihr enger verbunden; sie steht ihr verstehender gegenüber. Gerade aus dieser Tatsache leitet sich aber nach meiner Überzeugung die Notwendigkeit des wahrhaft fraulichen Einflusses auf unser heutiges Leben ab. Nicht zuletzt drohen unserem Zeitalter des überspitzten männlichen Fortschrittsdenkens Gefahren von dorthier, daß wir uns zu weit von der Natur entfernen, daß wir die Natur aus ihrem Gleichgewicht bringen könnten; denn das Zeitalter des vorbehaltlosen Fortschrittes ist zugleich das Zeitalter, in dem der Mensch, genauer gesprochen der Mann, den Respekt vor der Natur als Schöpfung verlor.

Von überallher ertönen Warnungen vor dem zu bedenkenlosen Eingriff des Menschen in das Gleichgewicht der Natur. Abermals ist zu sagen: Dieser gewaltsame Eingriff in die Natur hat nicht nur zerstörerische, sondern auch segensreiche Wirkungen erzielt. In den Extremen aber wird er gefahrvoll.

Es geht gerade bei diesen Dingen um entscheidende Fragen. Dem männlichen Geiste lag von jeher die Unterwerfung der Natur durch die Gewalt. Der Jäger ist älter als der Bauer und der Gärtner. Aber nicht von ungefähr stammt unser Wort «Kultur» vom lateinischen «cultura», das weiblichen Geschlechtes ist und Pflege

des Ackers bedeutet. Der weibliche Geist steht dem Begriff der Schöpfung näher; er trachtet danach, die Natur durch Zähmung und Weiterentwicklung zu bändigen, nicht einfach durch Gewalt. Wir staunen heute darüber, wenn Baumfäll- und andere Maschinen auf irgendeinem unentwickelten Kontinent in den Urwald einbrechen und in Tagen Wälder roden, wozu es früher Monate brauchte. Das ist eine Leistung des technischen Zeitalters, zustande gekommen aus dem Willen, mit harter Gewalt sich die Natur zu unterwerfen. Wir sollten aber neben dieser Leistung die anderen Leistungen früherer Geschlechter nicht übersehen, als, vielleicht durch das ununterbrochene Werk von Generationen, wilde Getreidearten allmählich gezähmt und verbessert, wilde Tiergattungen zu nutzbaren Haustieren gebändigt wurden. Auch das war Verzwäcklichung der Natur, aber in einem schöpferischen Sinne: Es war, mit einem Wort, Kultur. Und es war ein Geist dahinter, der den weiblichen Einfluß verrät: Die Frau, Kameradin geworden, bringt es dem Manne bei, die Natur nicht nur als Jäger und Fischer zu plündern, sondern sie zu entwickeln.

In der Schöpfungsgeschichte des Alten Testaments ist der Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Naturempfindung in knapper, ewig gültiger, weil ewig menschlicher Form umrissen: Gott habe, heißt es dort (im 2. Kapitel des ersten Buches Mose), dem Manne das Recht gegeben, die Gegenstände der toten und der lebendigen Natur, die Gott geschaffen hatte, zu benennen. So, wie er sie nannte, sollten sie heißen.

Wie unerhört typisch: Der Mann ergreift Besitz, indem er die Dinge einordnet und mit Namen versieht. Man wird einwenden, was dann die Frau getan habe? Sie hat den Apfel versucht. Sie wollte die praktische Wirkung kennen! Damit begann der Sündenfall, der nach biblischer Überlieferung die Frau enger und spürbarer an die Natur kettete als den Mann. Sie, die Frau, verlor für beide das Paradies. Aber der Mann hat sich mit diesem Verlust nie abfinden können. Er erfindet Zukunftspläne und Ideologien und ergeht sich als Politiker in gewagten Versprechungen. Mit beidem sucht er Gläubige für Ideale, die eine noch zu schaffende, bessere Zukunft versprechen. Das Paradies soll aus den Kräften des menschlichen Verstandes neu geschaffen werden. Wogegen das Streben der Frau eher darauf gerichtet ist, die unabänderliche, problematische Gegenwart, diese diesseitige Welt des Menschen wenigstens erträglich zu gestalten. Die Frau ist stets dann am wenigsten sich selbst, wenn sie sich allzusehr von den Zukunftsspekulationen des Mannes faszinieren läßt.

Eines der Übel, an dem unsere Zeit krankt, ist ihr absterbendes Mittegefühl. Die Menschen kommen sich irgendwie stets wie an den Rand gestellt vor. Man könnte auch sagen, sie verlören das Heimatgefühl. Die Familie ist für Tausende kein Mittelpunkt mehr, der Beruf oft ein bloßer Broterwerb, und ein Bedürfnis, sich eine geistige Welt aufzubauen, kennen sie nicht. Ich stehe nicht an, es als gefährvoll zu bezeichnen, daß nun auch die Welt und das Denken der Frau immer betonter in diese Mittellosigkeit hineingezogen werden. Ich behaupte nämlich, daß die Frau ungewöhnlich stärker als der Mann der hegenden Mitte bedarf, um ihre eigenen Kräfte zu entfalten, ja um überhaupt existieren zu können.

Aha, werden Sie sagen, also wieder «Nora» und das «Puppenheim». Nein, das meine ich nicht, weil — ich wiederhole es — das sogenannte Rad der Entwicklung nicht rückwärts zu drehen ist. Ich bemerke nur beiläufig, daß es wohl nicht von ungefähr kommt, wenn das Drama jener Nora, die dem Mann und den Kindern weglief, weil sie endlich einmal nicht mehr behütete Puppe sein wollte, uns Heutige kaum mehr zu bewegen vermag. Die Frau, die in der Mitte ihrer Familie oder ihres Wirkungskreises steht, ist nicht die Frau, die man auf einen Piedestal von falschem Alabaster stellt. Es ist die ihrer neuen Stellung bewußte Frau, die erkannt hat, daß es nie und unter keinen Verhältnissen neue Freiheiten ohne neue Verantwortlichkeiten gibt.

Aber gerade wenn man die Dinge in dieser Weise sieht, ist es notwendig, den Wert überlieferter Institutionen, wie der Familie und des Heimes, für die segensreiche Wirksamkeit der Frau zu unterstreichen. Zeiten der Auflösung und der Neuordnung bedürfen des Rückhaltes an den Urordnungen. Die Tatsache, daß heute in höherem Umfange als einst ein Teil der Frauen keinen unmittelbaren Anteil an Heim und Familie haben, diese nicht zu ihrem Mittelpunkt gestalten können, ändert nichts an deren unverwüstlich zentraler Stellung. Heim und Familie waren einst der einzige Mittelpunkt, in dem sich die Aufgabe der Frau erfüllen konnte. Sie wurden in Jahrtausenden von ihnen zur Zelle jeder Gesellschaftsordnung entwickelt.

Heute nun gilt es, dieses erworbene Mittegefühl für die Aufgaben der eigenen Zeit fruchtbar zu machen. Die Formulierung «die Frau gehört ins Haus» ist dumm und borniert. Sie sollte lauten: Jeder Frau gehört ein Haus, das will sagen, ein sichtbares Zentrum ihrer Wirksamkeit.

Ich möchte sagen: Nicht darum handelt es sich, das auch in den modernsten Schlagen immer wiederkehrende, Strümpfe strickende Mütterlein am Fensterchen zu besingen, noch darum, dem einen Muttertag womöglich einen zweiten hinzuzufügen, weil allgemein der Bedarf an derartigen Aktionen zur Beruhigung des schlechten Gewissens zugenommen hat; nicht darum geht es, die notwendige öffentliche Wirksamkeit der Frau zu verhindern. Es geht einfach darum, auch die öffentliche und berufliche Wirksamkeit der Frau dem Gebot zu unterstellen, den Ernst, die Würde, die lebenswichtige Bedeutung der Frau als Mitte von Haus und Familie nie zu vergessen. Die Frau, die heute aufgerufen ist, an der Gemeinschaft mitzuarbeiten, und die es sich angesichts mancher technischer Errungenschaften leisten kann, soll dies nicht aus einem Nora-Komplex heraus tun, nicht aus der Meinung, sie müsse der Enge und beschränkten Minderwertigkeit der Familie entfliehen. Sie soll es tun, um vom hegenden Geist der Mitte auch andern mitzuteilen, um ihr Wirkungsfeld, wo es auch liegen mag, von einer Mitte heraus zu durchdringen, um dort, wo der Mann Betrieb, Organisation, Rationalisierung sagt, Heim, Gemeinschaft, Zusammenarbeit zu sagen.

Und so müßte die Frauenbewegung dieser Zeit überhaupt Trägerin eines Gedankens sein, den Wohnstubegeist in die verzwecklichte und versachlichte Welt, wie die Männer sie geschaffen haben, zu tragen. Das aber geht alle an, jene, die im eigenen Heim wirken, wie die andern, die darauf verzichten müssen.

Wenn wir das große Gebiet der heutigen Frauenbewegung überblicken, so zeigt es, gerade auch bei uns in der Schweiz, eine imponierende Vielgestaltigkeit. Es gliedert sich in zwei Hauptströmungen, von denen die eine dem Ziel der Gemeinnützigkeit zugewendet ist, die andere dem Kampf um die politische Gleichberechtigung der Frau. Es gab eine Auffassung — und es gibt sie, wenn ich nicht irre, immer noch —, die diese beiden Möglichkeiten der Frauenbewegung als ein Entweder-Oder bezeichnet. Die öffentliche Wirksamkeit der Frau, so sagen die einen, liege ausschließlich auf dem Gebiet der Fürsorge und der Gemeinnützigkeit; wogegen es andere gibt, die in dieser geforderten Ausschließlichkeit allein schon den Versuch wittern, die Frau in einer unwürdigen Abhängigkeit zu halten. Ist dieser angebliche Gegensatz nicht künstlich und längst überholt? Sind seine Voraussetzungen nicht doch dahingefallen?

Betrachten wir das Gebiet der weiblichen Gemeinnützigkeit, so wissen wir doch alle, daß keine dieser zahlreichen Fragen, die da einer Antwort harren, ohne Politik, ja ohne Diplomatie lösbar sind. Der Staat, der heute überall sichtbar wird, fordert auch in den Fragen der Gemeinnützigkeit politische Maßstäbe, und das gemeinnützige Wirken der Frau ist heute ohne ständige Begegnung mit der wichtigen und oft wüsten Sache der Politik undenkbar.

Umgekehrt scheint es uns an der Zeit zu sein, mit der karikierten Vorstellung von der Suffragette, dem zigarettenrauchenden, in den Wirtschaften herumsitzenden, Politik à la mode masculine betreibenden Weibe, abzufahren. Ich möchte sagen, dazu seien die Verhältnisse zu ernst und das Schicksalhafte der Politik, gerade auch für ein kleines Volk, wie wir es sind, zu eindrücklich geworden. Unser Kleinstaat wird sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr seiner Haut wehren müssen. Die innere Politik der Schweiz hat aber einen Grad von eingespielter Routine erreicht, der manchem Bürger mit Recht unheimlich geworden ist. Auch da, auf diesem ureigensten männlichen Gebiete, breitet sich eine Rationalisierung aus, die langsam, aber sicher jeden lebendigen Zug erdrosselt. Das Malaise geht um, die ständig drohende Staatsverdrossenheit. Da erscheint dann der Kampf um die politische Gleichberechtigung der Frau weniger mehr als ein Problem der Weltanschauung als wie eine Forderung nach Blutauffrischung: Im Grunde genommen geht es auch da darum, der lebensnahen Unmittelbarkeit des Weiblichen den notwendigen Einfluß zu bieten.

Hören wir, wie es der Dichter gesagt hat. Jeremias Gotthelf schrieb einmal:

«Des Weibes Macht und Herrschaft liegt im Gemüte, und dieses Gemüt ist unter kein Gesetz zu tun, es ist kein äußerliches, und seine Macht ist eben deswegen so groß, weil keine Macht sie begrenzen kann.»

Das ist eine Wahrheit, so scheint mir, die auch im Atomzeitalter ihre Gültigkeit behalten hat.

Wir danken dem Verfasser, Herrn Dr. Dürrenmatt, und dem Studio Basel herzlich für die Erlaubnis, diesen in der Sendung «Für die Frauen» am 18. August 1955 gehaltenen Vortrag bringen zu dürfen.

Die Schrift

Die Blinde liest vor, mit ihrer leisen, monotonen Stimme, die wie das Tropfen des Wassers ist auf den Felsen im Erlenbachtal daheim. Ihre Finger gleiten über das dicke Papier, auf dem in vielen, vielen Punkten gestochen ist, was der Absender des Briefes seiner blinden Freundin zu sagen hat. Es ist viel, und es ist schön, obwohl es von einer stillen Trauer überdeckt ist. Die Blinde lächelt glücklich. «Wieviel er mir zu sagen hat, nicht wahr?»

Ja, das hat er. Aber auch mir hat dieser Brief, hat vor allem dieses dicke Papier mit den gestochenen Punkten viel zu sagen. Es sagt: Siehst du, diese vielen, vielen Punkte hätten dir gar nichts geben können, wenn da nicht einer wäre, der dir vorliest, was sie ausdrücken wollen. Was meinst du wohl, wie viele Dinge es in der Welt gibt, in denen du nicht zu lesen verstehst, trotzdem so viel in ihnen geschrieben steht? Kinderaugen und Tierspuren, Menschenlachen und Menschenweinen, Blumenblühen und Wolkenwandern. Gehst du nicht unentwegt an tausend Dingen vorbei, in denen etwas geschrieben steht, was du nicht verstehst? Weil es dich niemand lehrt, die heimliche Schrift zu lesen, oder weil du keine Zeit dazu hast, dich um die Entzifferung zu bemühen, oder weil du zu müde bist, um danach hinzusehen, oder weil du — und das ist das Schlimmste — zu träg dazu bist. Möchtest du nicht vielleicht doch lieber manchmal deine Geschäftigkeit unterbrechen und hinsehen nach den Dingen, in denen für dich, auch für dich, so viel geschrieben steht, du sehender Mensch?!

«Wieviel er mir zu sagen hat!» wiederholt die Blinde und lauscht nach mir hin.
--- «Auch mir», sage ich leise. «Auch mir.»

Gertrud Steinitz-Metzler